

Vorträge und Aufsätze

Arbeitsbereich Allgemeine Pädagogik

Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft

Karl-Franzens-Universität Graz

Jg. 2021

Denkwerkstatt

Allgemeine Pädagogik

Heft 25

Johanna Hopfner

„Gedankenloses Sprechen, sprachloses Denken“. Fragmente einer Kultivierung



„Gedankenloses Sprechen, sprachloses Denken“. Fragmente einer Kultivierung

„Mit dem ersten Wort, das ich mit Verständnis anwendete, lernte ich leben, denken, hoffen.¹

Wer kennt sie nicht, die verbreiteten Floskeln in elektronischen Kurznachrichten (SMS). Mit der längst erstarrten Grußformel mehr oder weniger offizieller Schreiben dürfte es einmal begonnen haben, statt „Mit freundlichen Grüßen“ genügte das schlichte „mfg“. Die Abkürzungen entwickelten sich inzwischen zu einer eigenen, ebenso umfangreichen wie kreativen Zeichensprache. Aus ganzen Sätzen entstehen mit Hilfe von Satzzeichen oder eigenwilligen Schreibweisen des Deutschen oder Englischen neue Kunstworte, die sich häufig gar nicht mehr aussprechen lassen. Sie ersparen nicht nur stereotype Wendungen, zeitaufwändigen Ausformulierungen oder Speicherplatz, wie „KO15MINSPÄ“ für „Komme 15 Minuten später“, „cul8er“ für „see you later“ oder „STIMST“ für „Stehe im Stau“. Die Kürzel dienen darüber hinaus als Ausdrucksmittel für starke Emotionen, persönliche Befindlichkeiten und Gemütslagen. Von Liebeserklärungen („HDGL“) und Glückwünschen („HEGL“, „cg“) über Appelle („MAMIMA“, „t+“), Unmutsäußerungen („DGGN“), Kommentare („lol“) und Interpretationshilfen („j4f“) bis zu Beschimpfungen („dubido“) reicht das breite Spektrum. Der sprachliche Minimalismus mag Nichteingeweihte einigermaßen befremden, ein Eindruck der sich auf der Ebene der Symbole, der so genannten „Smileys“ noch verstärkt. Unter dem Suchbegriff „SMS-Abkürzungen“ finden Interessierte diverse Listen für die Übersetzung. Alles nur Symptome für jenen in regelmäßig wiederkehrenden Abständen beklagten Sprachverfall oder Zeugnisse der lebendigen Dynamik, Energie und Offenheit des Mediums Sprache?

Das Problem ist zweifellos vielschichtiger und widersprüchlicher, als manche Sprachkritiker wahrhaben wollen. Dem grundlegenden Paradox entkommt in diesem Fall niemand: beides, die Bewunderung für einen gelungenen genauso wie die Empörung

¹ HELEN KELLER, *Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis von Helen Keller*, hrsg. von Rudolf Lautenbach 21, Stuttgart 1907.

über den zeitgenössischen Sprachgebrauch lassen sich nun einmal nur mittels Sprache vortragen. Deshalb kommt Thomas Steinfeld am Ende seines literaturwissenschaftlich wie historisch ebenso fundierten wie besonnenen Streifzuges durch die Voraussetzungen, Entwicklungen, Potentiale der deutschen Sprache, ihre neueren Wendungen, Fallen und Stolpersteine auf folgenden Punkt:

„Die Klage über den Verfall der Sprache hat ihren Grund meist darin, dass sie als absoluter Wert begriffen wird, nicht als immer wieder neu zu schaffende Errungenschaft, weil ein idealer Zustand, der nie bestand, der Gegenwart als Maßstab entgegengehalten wird. Errungenschaft aber – das kann nur heißen, etwas als Lebendiges übernehmen, zum Pflegen und Weiterbilden, nicht zum Zweck der Verteidigung, nicht als Besitz, nicht als hilfloser Glauben an eine Heilsgemeinschaft in der Muttersprache, sondern als gewusste Veränderung. Die Frage nach dem besten Deutsch ist daher unfruchtbar.“²

Überhaupt verberge sich im „Perfekten“ lediglich „unsere Sehnsucht nach einer sprachlichen Heimat, nach einer Sprache, die endlich auf unbestreitbarem Niveau erstarrt wäre. Und das genau tut Sprache nie.“³ Gerade weil der Sprachgebrauch unserer Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen vielfältig Unmut und Missfallen von Eltern, Lehrer_innen und Pädagog_innen in Schule, offener Jugendarbeit oder Einrichtungen der Erwachsenenbildung erregt, lohnt sich eine genaue Analyse, die Widersprüche kenntlich macht und zumindest einige Ideen zur Vielfalt menschlicher Verständigung und Weiterbildung von Sprache klärend in Erinnerung ruft. Vor einer groben Skizze des Zusammenhangs von Denken und Sprechen (1) erschließen sich die wichtigsten Ursachen und vor allem der Sinn, in dem überhaupt von gedankenlosem Sprechen und sprachlosem Denken die Rede sein kann (2). Fragmentarische Gedanken zu einer Kultivierung des Denkens und einer reflektierten Pflege des Sprachgebrauchs stehen am Ende des Beitrages (3).

² THOMAS STEINFELD, *Der Sprachverführer. Die deutsche Sprache: was sie ist, was sie kann* 243, München 2010

³ THOMAS STEINFELD, *Der Sprachverführer. Die deutsche Sprache: was sie ist, was sie kann* 15, München 2010

1. Zwischen Sprache und Nicht-Sprache – ein Raum für das Denken

Das ergreifendste Beispiel für den Zusammenhang und die Differenz zwischen Denken und Sprechen stellt *Die Geschichte meines Lebens* von Helen Keller dar. Keller erblindet und verliert ihr Gehör aufgrund einer Gehirnhautentzündung im Alter von zwei Jahren. Mit Hilfe ihrer Lehrerin Anne Sullivan eröffnet sich ihr ab dem siebten Lebensjahr mühsam und Schritt für Schritt der Weg aus der Welt der Dunkelheit und des Schweigens. Es gelingt ihr, ein relativ normales Leben zu führen, sieht man von der Medienaufmerksamkeit ab, die ihr Schicksal, vor allem aber die Möglichkeiten seiner Bewältigung erregten. Die promovierte und vielfach ausgezeichnete Schriftstellerin starb 1967 im Alter von 87 Jahren. Überzeugt von der amerikanischen Idee und gefestigt in ihrem Glauben tritt sie zeitlebens für die Schicksalsgefährten ein. Ihre Biographie schildert eindrucksvoll viele Höhen und Tiefen. Eine dieser Tiefen stellte zweifellos der verspätete Spracherwerb dar. Aus dieser frühen Phase stammt die folgende Szene, in der Helen Keller wiederholt und geduldig auf Fehler in einer Perlenkette hingewiesen wurde.

„Endlich bemerkte ich einen ganz offenbaren Irrtum in der Aufeinanderfolge, und einen Augenblick konzentrierte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf mein Vorhaben und versuchte nachzudenken, wie ich die Perlen hätte aneinanderreihen sollen. Fräulein Sullivan berührte meine Stirn und buchstabierte mit großem Nachdruck: Think! Im Nu erkannte ich, dass das Wort die Bezeichnung für den Vorgang war, der sich in meinem Kopfe abspielte. Dies war meine erste bewußte Vorstellung eines abstrakten Begriffes“⁴

Das Beispiel Helen Keller und die genannte Szene interessieren aus zwei Gründen. Keller bewegt sich in dem Zeitraum zwischen dem 2. und 7. Lebensjahr, abgesehen von den gebärdenden Verständigungen mit ihrer Mutter, hauptsächlich im Bereich der Nicht-Sprache, ganz offensichtlich aber *nicht* in einem Bereich des Nicht-Denkens. Denken und Sprechen sind zwei verschiedene Tätigkeiten, die dennoch – das wird hier ebenfalls deutlich – in enger Verbindung stehen. Die Bedeutung von *Think!* begreift Keller, weil Sullivan ihr in genau dem Augenblick das entscheidende Wort vermittelt, für einen Prozess, in dem sie sich gerade befindet. Die bewusste Vorstellung vom Abstraktionsgrad und ~inhalt der Sprache beruht hier also ganz auf dem

⁴ HELEN KELLER, *Die Geschichte meines Lebens* 30, Stuttgart 1921. Das Buchstabieren gelang mit Hilfe des Fingeralphabets, welches der Mediziner Samuel Gridley Howe zusammen mit seiner Patientin Laura Bridgman entwickelte. Ihr fehlte neben dem Gesichts- und Gehör- auch der Geruch- und Geschmackssinn, und Howes Versuche, Blinde und Gehörlose zu unterrichten, genossen damals nicht die geringste Anerkennung.

konkreten Zusammenspiel von Aufmerksamkeit, Wahrnehmung und Denken. Sie ist nicht zu verwechseln mit einem allgemeinen Begriff von Sprache selbst.

Das Beispiel unterstreicht: Denken ist nicht umstandslos mit innerem Sprechen gleichzusetzen, wie Watson meinte. Sprache ist auch nicht angeboren, wie Platon, Descartes, Leibniz nahelegten, oder dem Denken als *Denksprache* notwendig vorausgesetzt, wie Fodor⁵ glaubte und es neuerdings im Ideal der künstlichen Intelligenz vorschwebt. Vygotskij geht deshalb phylogenetisch und ontogenetisch von unterschiedlichen Wurzeln des Denkens und Sprechens aus. Er konstatiert ein vorintellektuelles und ein vor-sprachliches Stadium der Denkentwicklung des Kindes. Denken und Sprache entwickelten bis zu einem bestimmten Moment unterschiedlich und unabhängig voneinander. Beide Entwicklungslinien überschritten sich schließlich, und von da an werde das Denken sprachlich und das Sprechen intellektuell.⁶ Dem Denken stehen zweifellos noch andere Mittel als die Sprache zur Verfügung. Dies bestätigt sich bis heute in der Gehörlosenforschung und -bildung. Dort zeigte sich anfangs auf besonders bittere Weise, welche tiefgreifenden Auswirkungen der Mangel einer eigenen (Gebärdensprache) Sprache hat, die Lautsprache eignete sich ebenfalls nur bedingt als Medium des Denkens. Viel zu lange blieben Taubstumme in der Vergangenheit häufig sprachlos, wurden zwangsweise auf die Lautsprache hin trainiert und galten als schwachsinnig. Ihre Intelligenz blieb solange eingesperrt wie ihre Sprachlosigkeit anhält. Oliver Sacks bezeichnet es nicht ohne Grund als ein Wunder, wenn es gelinge, in einem Menschen die Fähigkeiten freizusetzen, die es ihm erlaubten zu wachsen und zu denken.⁷ Weil dies nur ein „von seinen Fesseln befreiter Taubstummer“ mit der entsprechenden Leidenschaft hervorheben könne, lässt er Pierre Desloges zu Wort kommen, der, gefördert durch Abbés de l'Épée, im Zuge der französischen Revolution seine ganz persönliche Emanzipation erlebte:

„Die Gebärdensprache, mit der wir uns untereinander verständigen, eignet sich, da sie ein getreues Abbild des bezeichneten Objektes ist, außergewöhnlich gut, unseren Gedanken Genauigkeit zu verleihen und unser Verständnis zu erweitern, denn durch sie sind wir gezwungen, uns ständige Beobachtung und Analyse zur Gewohnheit zu machen. Diese Sprache ist lebendig; sie gibt Gefühle

⁵ JERRY FODOR, *The Language of Thought*, New York 1975 zit. n. DIETER E. ZIMMER, *Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit* 241, Hamburg 2005.

⁶ Vgl. LEV SEMENOVIC VYGOTSKIJ, *Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen* 156, hrsg. und übersetzt von JOACHIM LOMPSCHER und GEORG RÜCKRIEM 156, Weinheim, Basel 2002.

⁷ Vgl. OLIVER SACKS, *Stumme Stimmen. Reise in die Welt der Gehörlosen* 43, Reinbek bei Hamburg 2015.

wieder und fördert das Vorstellungsvermögen. Keine andere Sprache ist besser geeignet, starke und große Emotionen zu vermitteln.“⁸

Obwohl l'Épée offenbar selbst nicht oder nicht vollkommen von der Gebärdensprache und ihren Möglichkeiten überzeugt war, entwickelte, differenzierte und verbreitete sie sich seither in beachtlichem Maß. Inzwischen steht die Gleichwertigkeit der Sprachen außer Frage, und die Vorzüge der vier Dimensionen, die Sprecher_innen der Gebärdensprache benötigen, gelten als unbestritten, was die Wahrnehmungsfähigkeit in räumlicher *und* zeitlicher Perspektive angeht.⁹ Die Beispiele eröffnen also einen wertvollen Blick auf den notwendigen Zusammenhang von Denken und Sprache. Wem eines der Elemente, aus welchen Gründen auch immer, vorenthalten bleibt, dessen intellektuelle, emotionale und sinnliche Entwicklungsmöglichkeiten sind systematisch behindert. Zugleich wurde deutlich, es handelt sich in keinem Fall um einen *Defekt*, sondern – darauf legte Vygotskij besonderen Wert – lediglich um einen *anderen* Entwicklungsverlauf, der den Einsatz anderer Hilfsmittel erfordere.

Die *Defektlogik* herrscht vor allem in der Erforschung von Aphasie und im Umgang mit den Betroffenen vor. Tritt im Erwachsenenalter aufgrund einer Hirnschädigung durch Schlaganfall, Hirnverletzung, Tumor oder degenerative Prozesse eine Sprachstörung ein, glaubte man und glauben manche Mediziner, Neurolinguisten bis heute, damit sei zugleich die Fähigkeit zum abstrakten und begrifflichen Denken zwangsläufig gestört. Obwohl es unterschiedliche Formen und Grade der Aphasie gibt, herrscht die Auffassung vor, „Aphasie sei eine Art endgültige Katastrophe, die praktisch das Ende für das äußere und innere Leben eines Menschen bedeute.“¹⁰ Der vollständige oder teilweise Verlust der *Sprache* bezieht sich jedoch nicht auf das Sprechen selbst. So lässt sich ein Sprachverlust – wie Sacks im Fall von Patricia eindrucksvoll belegt – durch non-verbale, mimetische Kommunikationsmittel und ein selbsterstelltes Lexikon weitgehend ausgleichen. Die Kompensationsmöglichkeiten erweisen sich wiederum aus anderer Perspektive sogar als überdurchschnittliche Fähigkeit, anhand von Stimmlagen, Gestik, Körperhaltungen und winzigen Bewegungen treffsicher „Verstellungen, Ausflüchte oder Lügen“ des Gegenübers ablesen zu können. Allerdings setzt all dies voraus, dass die Menschen „in eine Welt vertrauter Beschäftigungen und menschlichen

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. OLIVER SACKS, *Stumme Stimmen. Reise in die Welt der Gehörlosen* 134f, Reinbek bei Hamburg 2015

¹⁰ Vgl. OLIVER SACKS, *Das innere Auge. Neue Fallgeschichten* 43-63, Reinbek bei Hamburg 2015.

Kontakts hineingezogen oder verlockt werden können.“¹¹ Bedrückende Situationen, die an Aphasie leidende Menschen in Kliniken und Pflegeheimen noch immer zu häufig erleben, nehmen ihr Denken und Fühlen gefangen. Sie erzeugen Angst, Resignation, Verbitterung oder Wut und lähmen den Entwicklungsprozess für neue, einfallsreiche Formen zwischenmenschlicher Verständigung, die den Sprachverlust mehr als ausgleichen.

Vorerst bleibt festzuhalten, was aus den bisherigen Beispielen deutlich hervorgeht: Zum einen findet Denken zweifellos auch außerhalb der sprachlichen Ausdrucksform und Fixierung statt, im ausufernden Bereich nicht-sprachlicher Medien. Ferner erhält der Gedanke mit Sprache nicht nur eine mitteilbare Gestalt, sondern Sprache eröffnet zugleich eine ganz neue Welt von Möglichkeiten, Gedanken zu präzisieren, zu erweitern, zu korrigieren, zu modellieren oder erst zu entdecken. Gedanken, die es so jedenfalls vorher nicht gab, wenn es sie überhaupt je gegeben hätte. Der reservierte Zwischenraum für das Denken bleibt nämlich erschreckend leer, wenn die geeigneten Mittel fehlen. Zum anderen findet kein Mensch diese Mittel einfach in sich selbst vor. Und niemand kann sie aus eigener Kraft schlicht aus seinem intellektuellen, emotionalen, visuellen, kreativen Denkvermögen schöpfen. Diese gedanklichen Welten eröffnen sich ihm nur durch *andere* oder sie bleiben weiterhin, manchmal auch für immer verschlossen. Andere, die wie Sullivan, Howe, l'Épée oder Sacks ihren Mitmenschen mit Verstand und einfühlsamen Verständnis für deren Lebenssituation begegnen und davon ausgehen, dass sie die Welt und sich selbst genau wie sie denkend begreifen wollen und dies mit angemessenen Hilfestellungen auch *können*. Das geschieht offensichtlich vor der starken Unterstellung einer gemeinsamen Vernunft in weltbürgerlicher Absicht, die sich vielfältige Wege sucht. Vor allem aber erweitern sich diese Wege und das Wissen *aller* Beteiligten im Austausch mit Menschen, deren Wahrnehmungsmöglichkeiten beeinträchtigt sind oder sich erst noch entwickeln müssen, wie das bei Kindern der Fall ist. Denn „im Gebiet des Wissens gehören die Sinne aller einem jeden zu seiner Vernunft, und die Vernunft aller einem jeden zu seinen Sinnen“¹², wusste schon Schleiermacher. Da partizipiert jeder einzelne an den Wahrnehmungen und Erfahrungen aller andern, ohne sie selbst gemacht haben zu

¹¹ Vgl. Ebd. 49

¹² FRIEDRICH DANIEL ERNST SCHLEIERMACHER, *Sämtliche Werke. In drei Abteilungen*, 32 Bände SW III. 4/2. 64, Berlin 1835-1864. Ausführlicher erläutert in: JOHANNA HOPFNER, *Das Subjekt im neuzeitlichen Erziehungsdenken. Ansätze zur Überwindung grundlegender Dichotomien bei Herbart und Schleiermacher* 25-74, Weinheim München 1999.

müssen. Sie lassen sich im kommunikativ offenen Verlauf des Gesprächs genauso vermitteln wie abstrakte Begriffe und Urteile.

Daher rührt nicht zuletzt auch Vygotskijs Plädoyer¹³ für eine umgekehrte Sicht auf den Entwicklungsprozess des kindlichen Denkens, der sich *nicht* vom „individuellen zum sozialisierten“ – davon sind Piaget, Stern u.a. überzeugt –, „sondern vom sozialen zum individuellen Denken“(97) vollziehe. Vygotskij lehnt Piagets Vorstellung, das Kind müsse sein egozentrisches Denken Schritt für Schritt ablegen, um erwachsen zu werden, ebenso grundsätzlich wie überzeugend ab. Die Unterstellung, logisches Denken entstehe aus dem „reinen Verstehen verbaler Gedanken, unabhängig von der Handlung“(118), also unabhängig von den Erfahrungen, die das Kind in der praktischen Erprobung mit den Dingen seiner Welt macht, ist (nicht nur) für Vygotskij unhaltbar. Wie Helen Keller in der obigen Episode *entdeckt* auch das Kind zu Beginn nicht etwa die Sprache an sich, sondern es eignet sich „eher die rein äußere Struktur *Ding-Wort* als die innere Beziehung *Zeichen- Bedeutung* an“ (128). Kinderpsychologie sei dagegen „von dem Wunsch durchdrungen, das Ewig- Kindliche zu entdecken“ (122) und verkläre so den normalen Weg seiner Denk- und Sprachentwicklung. Diese findet bekanntlich eingebettet in die Welt der Erwachsenen und das gegebene soziale Milieu statt, in dem das Kind lebt, denkt und handelt. Dazu gehört unweigerlich, von anderen *angesprochen* zu werden, und zwar im vollen Umfang der Bedeutung des Wortes sowie umgekehrt sich genauso *verstanden* zu fühlen.

Um die Besonderheit des „sprachlichen Denkens als Ganzes“ zu erklären, zerlegte man es in „die Elemente, aus denen es gebildet ist [...] und verbaut sich dadurch selbst den Weg zur Erklärung“ (388). Früh fand Schleiermacher dagegen bereits variantenreiche Gegensatzpaare, die jene dialektische Verbindungen beschreiben, zwischen denen Sprache und Denken oszilliert, wie: organisch – intellektuell; innerer Impetus – äußere Veranlassung; Wahrnehmen-wollen –Äußerlich- machen-wollen; aufnehmende Tätigkeit – ausströmende Tätigkeit; Rezeptivität – Spontaneität. Solche Polaritäten durchdringen sein gesamtes Werk nur deshalb, weil sie unser Leben als Ganzes erfassen, getrennt davon, in welcher konkreten individuellen Situation sich die

¹³ LEV SEMENOVIC VYGOTSKIJ, *Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen*, hrsg. und übersetzt von Joachim Lompscher und Georg Rückriem, Weinheim, Basel 2002.

einzelnen gerade befinden. Forscher_innen, die blind sind für das wunderbare Zusammenspiel von Sprache und Denken, vergleicht Vygotskij deshalb mit einem Menschen

„der zur Erklärung, warum Wasser das Feuer löscht, Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt und dann mit Verwunderung feststellt, dass Sauerstoff die Verbrennung fördert und Wasserstoff selbst brennt“ (388).

2. Über Phrasen, Unworte, Zauberworte und das Verstummen

Gedankenloses Sprechen ist also schlicht ein Ding der Unmöglichkeit, weil das „Ich denke alle meine Vorstellungen begleiten“ muss, worauf schon Immanuel Kant insistierte¹⁴. Trotzdem kann man sich heute und konnte man sich vermutlich zu allen Zeiten nicht des Eindrucks erwehren, es gebe doch so etwas wie ein völlig unüberlegtes, unsinniges, unstrukturiertes, chaotisches, abgekürztes, flüchtiges, oberflächliches Sprechen. *Wortgeräusch* nannte das Max Picard und er hatte sogar eine Vermutung, wie es entsteht.

„Der Mensch heute hat keine Begegnung mit den Dingen mehr [...] es scheint als fahre man nur einer Bewegung nach, die einem vorgemacht war: es gibt keine Unmittelbarkeit mehr, keine unmittelbare Begegnung des Menschen mit einem Ding. [...] Dann ist auch das Wort ohne Geist und ohne Seele, es wird purer Wortkörper, purer Laut, Wortgeräusch. Der Mensch umfasst das Ding also nicht mehr, er streift nur darüber hinweg wie über ein optisches Zeichen, der Mensch ist selber bloß ein Zeichen, das auftaucht und verschwindet, *selber abgekürzt streift der Mensch über etwas Abgekürztes*. Der Mensch hat keine Zeit mehr, einem Ding wirklich zu begegnen, und er hat keine Zeit mehr für das Ding, weil er keine Liebe mehr hat. Liebe und Zeit gehören zueinander“¹⁵

Ob man Picards grundlegende religiöse Überzeugung nun teilt oder nicht, seine Beschreibung liest sich wie ein Kommentar zu den elektronischen Kurznachrichten, SMS, den Handy- Gesprächsfetzen, die man im öffentlichen Verkehr gezwungenermaßen mithört oder den optischen Zeichen, die man im Internet und den sozialen Netzwerken so zahlreich zu lesen bekommt. Manches erinnert an mehr oder minder schwere Formen der expressiven Aphasie, in denen die Patienten „nicht mehr in der Lage sind, grammatikalisch vollständige Sätze zu bilden“ und sich mit „kurzen, verarmten Äußerungen im ‚Telegrammstil‘ begnügen“ oder nahezu verstummen und nur „noch zu

¹⁴ IMMANUEL KANT, *Werkausgabe in zwölf Bänden*, hrsg. v. Weischedel Bd. III, 136, Frankfurt 1968.

¹⁵ MAX PICARD, *Wort und Wortgeräusch* 10f, Hamburg 1953 (Rechtschreibung wurde angepasst, Hervorh. v. JH)

gelegentlichen Ausbrüchen wie ‚Mist!‘ oder ‚Toll!‘ fähig“ sind.¹⁶ Steinfeld verweist darauf, dass sich nicht erst „im Umgang mit den elektronischen Medien das Bewusstsein durchgesetzt“ habe, *wie* man etwas sage oder schreibe sei nicht so wichtig, „Hauptsache, man werde verstanden“¹⁷. Doch das Verstehen scheint ebenso wenig gesichert wie das gezielte Abrufen von Informationen. Der Literatur- und Sprachwissenschaftler Dieter E. Zimmer trug bereits vor gut zehn Jahren aus unterschiedlichen Internetforen 1000 Sätze zusammen, die erwiesenermaßen von Muttersprachlern stammen und „privates, unredigiertes Schriftdeutsch“ wiedergeben sollten. Er kam sich anschließend selbst vor „wie eine Müllsortierung“ und resümiert, viele Mitteilungen seien „ein ungefähres Gelaber, dessen Sinn sich nur noch mit viel gutem Willen“ erschließen lasse.¹⁸ Auf der anderen Seite gelte offenbar auch, das virtuose „Vermögen der Menschen, unter Zuhilfenahme sämtlicher Indizien“ erlaube es, „selbst aus einer Trümmersprache noch etwas Sinnvolles zu erraten“, weil der Prozess des Verstehens „erst kurz vor dem völligen Zusammenbruch des Systems“ abreiße. Die „Sprachgemeinschaft“ nehme Verstöße „gegen das inhärente System gleichgültig hin“, und am Ende verliere „die Sprache an Ausdruckskraft, Ausdrucksgenauigkeit und Ausdrucksdifferenzierung“ (46).

Die Tatsachen und ihr Resultat sind nicht von der Hand zu weisen. Da es aber stets und allen letztlich auf die Interpretation und Einschätzung der Fakten ankommt, frage ich nicht als Sprachwissenschaftlerin, sondern als Pädagogin: Sind es hinreichende Indizien für ein gedankenloses Sprechen, das rein auf sich selbst bezogen, jeden Gedanken an sein Gegenüber oder die Unzahl möglicher Leser_innen im weltweiten Netz für überflüssig hält und deshalb das Attribut *egozentrisch* verdient? Die Antwort fällt zweiteilig aus. Zunächst wirken manche Texte oder Gesprächspassagen für Außenstehende vielleicht wie innere Monologe. Sie bewegen sich jedoch im Medium Sprache und sind somit gedanklich mit der *Sprachgemeinschaft* verbunden. Vygotskijs Überlegungen zu den Merkmalen egozentrischen Sprechens des Kindes, denen Piaget selbst „keinerlei theoretische Bedeutung beimaß“¹⁹, lassen sich auf unser

¹⁶ OLIVER SACKS, *Das innere Auge. Neue Fallgeschichten* 46, Reinbek bei Hamburg 2015. Vergleichbare Ausdrücke wie „cool!“, „fett!“, „schuppsi!“ aus den Jugendsprachen aller Generationen mag die Leserschaft selbst ergänzen.

¹⁷ THOMAS STEINFELD, *Der Sprachverführer. Die deutsche Sprache: was sie ist, was sie kann* 106, München 2010.

¹⁸ Vgl. DIETER E. ZIMMER, *Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit* 61-67, 42, Hamburg 2005

¹⁹ LEV SEMENOVIC VYGOTSKIJ, *Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen*, hrsg. und übersetzt von JOACHIM LOMPSCHER und GEORG RÜCKRIEM, 424f, Weinheim, Basel 2002

Phänomen übertragen. Dreijährige Kinder tätigen *kollektive Monologe* nur im Beisein von anderen und nicht, wenn sie mit sich alleine sind. Die Monologe sind begleitet von einer *Verstehensillusion* und sie sind deutlich hörbar verbalisiert. Diese Besonderheiten sprechen deshalb für Vygotskij „eher zu Gunsten einer *zu großen Sozialisation* und ungenügenden Absonderung des Sprechens *für sich* vom Sprechen *für andere*“. In Übereinstimmung mit Grünbaum hält Vygotskij fest: Bei oberflächlicher Beobachtung, sei man jedoch veranlasst zu denken, das Kind sei voll und ganz in sich selbst vertieft. Dieser fehlerhafte Eindruck komme aber von der eigenen Erwartung, das Kleinkind habe eine logische Beziehung zu seiner Umgebung. Da es diese nicht hat, „vermuten wir leicht, es lebe vertieft in die eigenen Gedanken und Phantasien und sei egozentrisch eingestellt“ (425). Die von Vygotskij und seinem Team sorgfältig durchgeführten und variierten Experimente liefern schließlich den überzeugenden Gegenbeweis zu Piaget. Die Denk- und Sprachentwicklung verläuft von der sozialen Einbettung und Anpassung zur individuellen Differenzierung und Freiheit, nicht umgekehrt vom egozentrischen zum sozialen Sprachgebrauch.

Was haben nun Kindergartenkinder mit Internetforen, Blogs und dem Verlust an Sprach- und Ausdrucksmöglichkeiten zu tun? Zunächst kehren dort alle drei, von Vygotskij genannten Merkmale wieder: kollektiver Monolog, Verstehensillusion und Verbalisierung, inzwischen ergänzt um eine zunehmende Visualisierung, dank der „selfies“. Dazu gesellen sich ein teilweise fast schon krankhaft anmutender, übermäßiger Wunsch nach sozialer Anerkennung und spiegelbildlich dazu ein enormer sozialer Anpassungsdruck. Letzterer geht zwar von den Gruppen, den Peers aus, wird aber mittlerweile unterstützt durch die automatischen Aufforderungen zur Kommunikation in den Medien selbst. Einspielungen wie „Gefällt Ihnen, was Sie sehen?“, „Erzählen Sie, was Sie gerade machen“, „Denkst du darüber nach, wie das Schuljahr noch besser werden kann?“ lassen sich bestimmt auch vollkommen ignorieren. Aber zwischendurch lohnt es sich einmal zu fragen, *wen* interessiert das eigentlich *warum*, will ich das überhaupt und wenn ja, wem mitteilen oder nicht doch lieber für mich behalten, auch wenn ich dafür *nur* einen Button drücken muss. Die Sogwirkung, mit der das eigene Denken gefangen genommen wird, spürte schon jede_r einmal, auch der letzte „dau“ (dümmster anzunehmende user). So tragen die Medien selbst zu dem bei, was Sennett treffend die *Tyrannie der Privatheit* nannte. Die „zu große Sozialisation“, von der Vygotskij sprach, lässt den einzelnen kaum noch Zeit und Raum zur subjektiven inneren Distanz, die Grenzen zwischen *für sich* und *für andere* Sprechen verfließen

weitgehend. Auch dies drückt sich in den Stichworten Cybermobbing, immerwährende Erreichbarkeit und den Klagen über mangelnde Medienkompetenz unserer Jugend aus. In seiner belesenen und anregenden *Verteidigungsschrift* der Kindheit beschreibt Gerhard Oberlin die Ambivalenz des medialen Ich als „narzisstische Konstruktion, ein reines arrangiertes Bild in Pose“ und führt dazu aus:

„Dieses besitzt so wenig Originalitätswert wie ein Spiegelbild, wird aber doch als *alter ego* in die Welt geschickt, um Sympathien zu heischen. Weil darin ein gutes Stück Exhibitionismus mitschwingt, geschieht das nicht ganz ohne Scham. Aus diesem Grund (und weil das schlechte Gewissen lauert), ist dieses Cybersubjekt extrem verletzlich (wenn man das von einem virtuellen Ich sagen darf), weit mehr noch als im wirklichen Leben das Original, mit dem es verwechselt wird.“²⁰

Sind die Grenzen erst einmal fließend, lässt sich das eben schwer kompetent entscheiden, das Cybermobbing verletzt gewiss auch das Original. Im Vergleich dazu ist die Medienkompetenz der Medien höchst ausgeprägt. Die machtvollen Möglichkeiten, ja sogar die Absichten und Interessen derjenigen, die sich gezielt und schlau derselben Informationstechnologien bedienen, werden regelmäßig enthüllt und staatlicherseits mit flexiblen Datenschutzmaßnahmen betreut. Allerdings sehr viel seltener kritisch analysiert, durchdacht, und ohne die Netzwelt als solche insgesamt zu verteufeln, begründet abgelehnt. Oberlin bildet eine dieser Ausnahmen. Im datengenerierten *Profil* gipfelt die paradoxe moderne Erscheinung eines durch und durch sozial angepassten, *uniformierten Individuums* (Buck) als seinem glatten Gegenteil, positiv ausgedrückt als scheinbar rein selbstbestimmt, selbstwirksam, unverwechselbar originell oder wahlweise negativ konnotiert als egozentrisch, nur auf seinen Vorteil bedacht. Mit *Daten, die das Leben kosten* überschreibt Sascha Lobo sein Plädoyer für einen „neuen Netzoptimismus“, der „die digitale Vernetzung der Gesellschaft zu menschenwürdigen Bedingungen“ vorantreiben und Tendenzen entgegentreten solle, die „eine vollständig markt- und machtkonforme Welt erschaffen“ wollen. Zu den Profilbildungen gibt er zu bedenken:

„Natürlich ist ein Drohnenmord etwas völlig anderes als ein zum Zeitpunkt größten Unbehagens angebotenes Schminkset oder ein Job, den man nicht bekommt, weil irgendeine Profilberechnung eine geringe Erfolgswahrscheinlichkeit ergibt. Die Verbindung aber besteht in der Abschaffung der digitalen Privatsphäre zum Zweck der Effizienzsteigerung und in der Zuordnung einer

²⁰ GERHARD OBERLIN, *Kindheit im elektronischen Zeitalter. Eine Verteidigungsschrift* 89, Würzburg 2016.

Person zu einem Profil, *ohne* dass sie darauf den geringsten Einfluss hätte. Oder auch nur davon wüsste.“²¹

Das mag übertrieben scheinen, doch die *Illusionen von Autonomie*²² gewinnen in der digitalen Welt ganz neue, ungeahnte Dimensionen. Reflexion über die Macht der Datensammler und die vermeintliche oder wirkliche Ohnmacht der Objekte solcher Sammlungen lassen sich freilich vertiefen. Der zweite Teil meiner Antwort widmet sich jedoch den Illusionen von Freiheit, wie sie sich im Sprachgebrauch der uniformierten Individuen manifestieren. Sprache mag sich noch so sehr in Worthülsen, Phrasen, Unworte und Zauberworte verbreiten, gedankenlos ist sie nie. Manchmal verbirgt sich hinter einem einzigen Wort sogar ein ganzes Gedankengebäude. Über manche Wortkreation mag man sich vielleicht noch amüsieren, bei anderen bleibt einem dagegen das Lachen gleich im Halse stecken. Regelmäßig ist die Bevölkerung aufgerufen, Worte auszuwählen, die im öffentlichen Leben besonders wichtig, häufig gebraucht, von besonderer Bedeutung oder sprachlicher Qualität waren. Eigene Jurys küren anschließend die (Un-)Worte des Jahres und führen gewissermaßen Buch über sprachliche Veränderungen oder den Verfall. Trotz der gesteigerten öffentlichen Aufmerksamkeit, scheint es niemanden eingehender zu interessieren, welcher Gedanke genau auf diese Weise gewürdigt wird. Das Label genügt anscheinend. Dabei hätte die eine oder der andere gegebenenfalls ein ganz anderes Wort auf ihrer persönlichen Hitliste der (Un-)Worte des Jahres. „Ist ja egal!“, denkt man sich und „eigentlich gar nicht so wichtig“. Aber was in einem Fall recht ist, muss im anderen Fall noch lange nicht billig sein, sondern kommt manchen gewiss teuer zu stehen. Mit solcher Gleichgültigkeit sollte man den Worthülsen und Phrasen von öffentlich wirksamen Personen dann vielleicht doch besser nicht begegnen.

„Eine Parole mag noch mag noch so ideal klingen, sie unterhält darum doch Beziehungen zu greifbaren materiellen Interessen, von denen sie sogar bedingt wird; ja, je idealer sie sich gebärden, desto näher liegt dieser Verdacht. In einer Gesellschaft, in der eine Klasse oder Schicht die anderen Klassen oder Schichten beherrscht sind es vor allem die Interessen der herrschenden Gruppen, die der Idealisierung und Maskierung bedürfen; denn solche Interessen wie Ausbeutung, Unterdrückung und die Machtgier wären nicht attraktiv, wenn sie nackt

²¹ SASCHA LOBO, *Daten, die das Leben kosten* 107-117, In: FRANK SCHIRRMACHER (Hrsg.), *Technologischer Totalitarismus. Eine Debatte*, Frankfurt 2015 (Hervorh. V. JH).

²² KÄTE MEYER-DRAWE, *Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich*, München

aufträten. Kein Begriff kann prangend genug sein, um derartige Interessen zu haben, d.h. um als Ideologie verwandt zu werden“²³

Prangende Begriffe wie „Humanisierung der Arbeitswelt“, „Transparenz“, „Sicherheit“, „zielführende, zeitnahe Lösungen“, „flexible Entlohnung“, „Rationalisierung“, „Daseinsfürsorge“ oder Attribute wie „entscheidungsfreudig“, „entschlossen“, „durchsetzungsfähig“, „dabei menschlich“, kennt jede_r Zeitungsleser_in. Deren ideologischer Gehalt und Sinn erschließt sich freilich nicht unmittelbar. Wie könnte es auch anders sein, werden die Begriffe doch im Interesse der Mächtigen geprägt oder benutzt, um den Beherrschten bevorstehende Maßnahmen, Zumutungen, Aus- und Nebenwirkungen als unvermeidbar, notwendig, human und vernünftig zu präsentieren.

„Ideologien enthalten immer auch ein Stück Wahrheit darüber, was sie eigentlich verhindern wollen“²⁴, hält Eva Borst in ihrer brillanten und ernüchternden Studie über *Zauberworte der Pädagogik* im Anschluss an die obige Passage von Kracauer fest und markiert damit präzise die Untiefen und Unsicherheiten im Terrain, auf dem sich ideologiekritisches Denken bewegt. Es ist ein und dieselbe Sprache, in der macht- und wirtschaftspolitische Absichten und Interessen idealistisch aufgebläht, ideologisch verbrämt, sachnotwendig dargestellt *und* ideologiekritisch hinterfragt, gesellschaftskritisch analysiert, gegensätzlich beurteilt werden. Ideologiekritisches Denken ist unbequemes, unsicheres, Streitiges Denken, das andere und sich selbst überzeugen will, also auch jederzeit bereit sein muss, sich selbstkritisch von dem „Stück Wahrheit“ überzeugen zu lassen. Über Parolen, Zauberworte, Machtworte und Appelle lässt sich schwerlich streiten. Verlangen sie doch weitgehend argumentlos Geltung, Unterordnung und Gefolgschaft von denjenigen, die entweder praktisch unterworfen sind oder sich in ihren Bann ziehen lassen. Kritische Einwände sind jederzeit gefragt, solange sie sich konstruktiv äußern und geistig den nun einmal geltenden „Sachzwängen“ unterordnen. Unmutig, unzufrieden, engagiert, besserwisserisch, resigniert oder optimistisch, anything goes im individuellen Konformismus. Und – argumentativ fundierte, ernsthafte ideologie- und gesellschaftskritische Einwände erledigen sich entweder von selbst – ihre alternativen Gesellschaftmodelle seien ohnehin faktisch und historisch endgültig ins Leere gelaufen – oder indem man sie einfach nur ausdauernd genug

²³ SIEGFRIED KRACAUER, *Totalitäre Propaganda* 11, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Bernd Stiegler, Berlin 2013.

²⁴ EVA BORST, *Zauberworte der Pädagogik: das Beispiel Resilienz. Ein Essay über die Stilllegung pädagogischer Kritik* 59-79, In: *Kritische Pädagogik. Eingriffe und Perspektiven*, hrsg. v. ARMIN BERNHARD, HARALD BIERBAUM, EVA BORST u.a. Heft 2, Hohengehren 2015.

ignoriert, ansonsten eben anderweitig zum Verstummen bringt. Der angebliche Verfall der Sprachkultur dokumentiert und transportiert also über weite Strecken eher einen Verfall der Denk- und Streitkultur. Auch in dieser Hinsicht äußerst lesenswert zeichnet Eva Borst am Beispiel Resilienz den bescheidenen Beginn und wundersamen Aufstieg eines Begriffes nach, dessen ursprüngliche Bedeutung von Widerstandsfähigkeit sich inzwischen aufgeklärt dialektisch und entsprechend gründlich in sein Gegenteil gekehrt hat.

„Resilienz wird zum Substitut für eine Heilserwartung, die unerfüllt bleiben muss, da sie einem positiven Denken entspringt, das im Grunde sinnentleert jede Form der negativen Erfahrung zurückweist, die Sinne narkotisiert, gesellschaftliche Zwänge, Macht und Herrschaft der Wahrnehmung entzieht und, wen wundert es, selbst zum Zwang wird. In der permanenten Auseinandersetzung mit sich selbst allerdings darf der Zwang nicht in Erscheinung treten [...] Wer es nämlich nicht vermag, sich schnell von traumatischen Erlebnissen zu erholen, wer es nicht schafft, funktionstüchtig zu werden oder zu bleiben, dessen Leiden vermehren sich ins Unermessliche.“²⁵

Diese Bedeutung von Resilienz scheint in der Jugendkultur bereits angekommen zu sein. Wer den anderen weniger mitfühlend als vielmehr stolz mit „du Opfer“ beschimpft, genießt gedanklich im Voraus seinen subjektiv gefestigten, unbeirrbaren Glauben an sich selbst, eines jedenfalls unter keinen Umständen zu werden: „Opfer“! Komme, was da wolle und getrennt davon, wie aussichtsreich, saturiert, zufriedenstellend, kompliziert, haltlos, verzweifelt seine objektive Situation tatsächlich ist oder auch immer sein mag. Ohne das Wort je zu gebrauchen oder auch überhaupt zu kennen, verbreitet sich sein Gedanke und mit ihm der permanente Zwang zur coolen Selbstinszenierung als garantiert pur selbstbestimmt, selbstwirksam, resistent und vollwaschbar. Auch eine Form von *science goes public*, wie es unsere Universitäten neuerdings so gerne haben. Und – gäbe es dafür nicht auch noch zahlreiche andere, politökonomische und soziale Gründe – ein äußerst fragwürdiger, eher frustrierender, wenn nicht gar beschämender Erfolg der Pädagogik.

Dass Begriffe, sind sie erst einmal in der Welt „zu selbständigen Wesen (gedeihen), die mehr als eine Bedeutung annehmen und doch als Einheit ins gesellschaftliche Leben eingreifen“ wusste Kracauer schon 1936²⁶. Es mutet fast wie eine Ironie des

²⁵EVA BORST, *Zauberworte der Pädagogik: das Beispiel Resilienz. Ein Essay über die Stilllegung pädagogischer Kritik* 75

²⁶ Vgl. EVA BORST, *Zauberworte der Pädagogik: das Beispiel Resilienz. Ein Essay über die Stilllegung pädagogischer Kritik* 65. Ihr verdanke ich auch den Hinweis auf Kracauer, dessen Studie „in den

Schicksals an, verfolgt man den auffälligen Bedeutungswandel der von Michel Foucault in kritischer Absicht erzeugten Begrifflichkeiten. Den starken Verdacht, Foucault diene rezeptionshermeneutisch als Säulenheiliger und stehe für Dinge gerade, die ihm vermutlich fern lagen, hege ich zwar schon lange. Aber kürzlich wurde ich durch eine meiner Studentinnen auf einen bemerkenswerten Punkt gestoßen. Sophie-Désirée Sporn untersuchte in ihrer Abschlussarbeit das Herrschaftswissen in wohlfahrtsstaatlichen Formularen und stellte Foucaults kritischer Beschreibung künftiger Entwicklungen des Staates aus dem Jahr 1977 eine programmatische Passage aus einer Broschüre des österreichischen Bundeskanzleramtes von 2009 gegenüber. Es ging ausdrücklich um das Selbstverständnis des „modernen Verwaltungsstaates“. Und die Prosa von Hochglanzbroschüren dient bekanntlich nicht nur der Information, sondern bis zu einem gewissen Grad auch der Selbstdarstellung. Das Verblüffende war: der Text liest sich wie die staatliche Ausführung und praktische Umsetzung folgender, als Handlungsanweisung (miss)verstandener Stelle:

„Die Entwicklung des Staates geht heute nicht mehr in Richtung größerer Rigidität, sondern in Richtung größerer Geschmeidigkeit und Flexibilität. Der Staat hat die Möglichkeit vorzurücken und zurückzuweichen. Die staatlichen Strukturen sind so flexibel, dass ihr Verhalten an manchen Punkte sogar wie ein Zurückweichen des Staatsapparats erscheinen kann“²⁷

Im Text der Broschüren distanzierte man sich deutlich vom „reinen Hoheitsstaat“, der seine Aufgaben „mit Befehls- und Zwangsakten“ wahrnehme, verwies auf die „Flexibilisierung des strikten Regimes“ im Haushaltsrecht. Sie gestehe den „operativ tätigen Organisationseinheiten“ größere Selbständigkeit zu. Als eigenverantwortliche, betriebswirtschaftlich orientierte „Unternehmen“ könnten sie nunmehr die „öffentlichen Leistungen effizienter produzieren“. Die Qualitätsoffensive „Effizienz – KundInnenorientierung – Tempo“ umfasse bereits 40 Reformprojekte und werde fortgesetzt. Durch „E-Governmentprojekte“ und „One-Stop-Verfahren“ biete die staatliche Verwaltung den „Bürgerinnen und Bürgern den bestmöglichen Service“. *Herrschaft als Dienstleistung*, von Foucault vielerorts ideologiekritisch analysiert, differenziert und reflektiert dargestellt, taucht Jahrzehnte später unter vollkommen verkehrten Vorzeichen wieder auf und führt sein munteres Eigenleben. Foucault ist dafür selbstverständlich nicht

Jahren 1936 bis 1938 entstand, aber erst 2013 bei Suhrkamp veröffentlicht wurde“ (ebd.) – bezeichnenderweise, möchte man hinzufügen.

²⁷ MICHEL FOUCAULT, *Die Sicherheit und der Staat* 495-502, hrsg. v. DANIEL DEFERT, FRANCOIS EWALD, *Michel Foucault Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd III, 1976-1979, Frankfurt 2003

verantwortlich zu machen. Aber das Beispiel macht zumindest hellhörig: nicht alles was nach Foucault klingt, ist auch in seinem Sinn. „Nur wo Nutella draufsteht, ist auch Nutella drin!“ Der Reklamespruch aus Kinderzeiten gilt vermutlich nicht nur für Brotaufstriche. Jedenfalls gilt, wer auf dem Feld der Begriffe keinem Etikettenschwindel aufsitzen will, kann sich nicht auf die Worte alleine, sondern nur auf sein hermeneutisches Geschick, seine eigene Vernunft und Urteilskraft verlassen. Alle drei Elemente bilden und erweitern sich bekanntlich im Wechselspiel zwischen Denken und Sprechen.

3. Wie kultiviere ich das Denken bei dem „Wortgeräusch“?

Eine Kultivierung des Denkens ist unbestreitbar ein einigermaßen ambitioniertes Vorhaben. Denn die Gedanken sind bekanntlich frei, individuell, einzigartig, flüchtig, unsicher, überraschend, schwer durchschaubar, sie lassen sich nicht delegieren und letztlich auch nicht steuern oder manipulieren. „Es bleibet dabei, ...“ heißt es in dem berühmten Liedtext, und die Frage „Wo lassen Sie denken?“ sorgt nicht von ungefähr für Erheiterung des anwesenden Publikums. Es bleibt offenbar immer ein gewisser Spielraum für den *Zweifel*, ob das was gesagt auch wirklich gedacht, und was gedacht auch wirklich gesagt wurde. Dabei steht in Frage, wie sehr sich ein Sprecher selbst gedanklich von dem Inhalt dessen, was er oder sie vertritt überzeugt hat oder eben Gedanken anderer nur begriffslos, oberflächlich, dafür im Brustton der Überzeugung nachplappert, kopiert und imitiert. Es interessiert weniger der *Inhalt* der Gedanken als der Grad der inneren Überzeugung, die Authentizität und Glaubwürdigkeit desjenigen, der die Gedanken vertritt. Damit findet zwangsläufig ein Themenwechsel statt. Und entlang der Glaubwürdigkeit tut sich ein ganzes Feld neuer Themen auf, die sich aus ökonomischen, rechtlichen, politischen Gründen für die *Herkunft* der Gedanken interessieren und deren Vertreter entsprechend behandeln: Stichwort: geistiges Eigentum, Patentrecht, Plagiat, Wahlkampf-Propaganda. Ideologiekritik nimmt zwar ihren Ausgangspunkt ebenfalls an diesem Zweifel, aber sie begibt sich, ja sie muss sich sogar auf die inhaltliche Ebene der Argumentation und der Gedanken begeben, wenn sie aufklären, zum Nachdenken anregen und überzeugen, nicht etwa denunzieren, verurteilen und argumentlos Recht behalten will. Ideologien sind „nicht die Unwahrheit“ über eine Sache, sondern ihre interessierte falsche Darstellung. Sie „enthalten Momente

von Wahrheit“ konstatiert auch Armin Bernhard und unterstreicht die Notwendigkeit der inhaltlichen Klärung, will sich Ideologiekritik nicht selbst ad absurdum führen. „Wird das Wahrheitsmoment einer Ideologie unterschlagen, wird Ideologiekritik selbst zur Ideologie“²⁸ Mit der Wahrheit verhält es sich jedoch auch nicht anders wie mit dem Denken. Sie lässt sich nicht verordnen, produzieren, besitzen, veräußern, garantieren. „Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar“ (Ingeborg Bachmann) und gedeiht nur in einem Klima des freien Gedankenaustauschs. Insofern ist die wichtigste Voraussetzung für eine Kultivierung des Denkens, dem Denken den Freiraum zu bieten und Gelegenheiten zu schaffen, *sich selbst* zu kultivieren, im kommunikativen und streitigen Austausch mit andern, die ebenfalls Erkenntnis und Wissen über die in Frage stehenden Gegenstände und Verhältnisse erlangen wollen. Denn die subjektive Voraussetzung dafür ist schon gegeben, Neugier oder Wissen-wollen – eine Mitgift unserer Gattung.

Die zuverlässigste Form Gedanken mitzuteilen, ist noch immer ihre Versprachlichung, mündlich oder schriftlich. Bilder, Bildergeschichten, Comic, Film, Musik, Kunstwerke und Telepathie eignen sich bedingt für den Austausch, wenn überhaupt und sprechen gezielt andere Sinne oder das „künstlerische Denken“ (Schleiermacher) an. Doch auch die Sprache hat, wie wir wissen, ihre Tücken. Das *Wortgeräusch* wirkt „als Masse“ meint Max Picard, „die alles Wortgeräusch aus dem Einzelnen“ anzieht und ihn im nächsten Moment wieder damit anfüllt. Die Masse „schwankt im Menschen hin und her“. Er kommt nur in einem kurzen Moment zur Ruhe, „wo er nicht redet und alles Wortgeräusch aus ihm fortgesogen ist“. Doch da ist er „einsam, leer, aber nicht befreit.“ Kaum dringen die Wortgeräusche wieder in ihn, komme es ihm vor „als habe er sie mitgeredet und als seien überhaupt alle Wortgeräusche, die es gibt und geben werde, schon durch ihn hindurchgegangen“²⁹ Weniger pathetisch formuliert Eva Borst:

„Eine unterschiedslose Sprache wird gewaltförmig [...] alternativlos und hält keine Begriffe für unsere je individuelle Erfahrung vor. Unsere Ausdrucksfähigkeit verkümmert und unser Denken erlahmt, wenn wir uns von der politischen Reklame irre machen lassen“³⁰

²⁸ ARMIN BERNHARD, *Über die Notwendigkeit permanenter Ideologiekritik* 88, In: *Kritische Pädagogik. Eingriffe und Perspektiven*, hrsg. v. ARMIN BERNHARD, HARALD BIERBAUM, EVA BORST u.a. Heft 2, Hohengehren 2015.

²⁹ MAX PICARD, *Wort und Wortgeräusch* 29, Hamburg 1953

³⁰ EVA BORST, *Zauberworte der Pädagogik: das Beispiel Resilienz. Ein Essay über die Stilllegung pädagogischer Kritik* 59-79, In: *Kritische Pädagogik. Eingriffe und Perspektiven*, hrsg. v. ARMIN BERNHARD, HARALD BIERBAUM, EVA BORST u.a. Heft 2, Hohengehren 2015.

Derart in Beschlag genommen oder „vollgetextet“ – ein m.E. passender Begriff aus der Jugendkultur – kommt das Denken weder zu sich, noch zu einem Urteil. Wie denn auch, wenn alles im doppelten Sinn des Wortes *gleichgültig* ist und Urteile ohnehin kaum gefragt sind. Das führt mich zu einem letzten heiklen Punkt: Welchen Anteil hat eigentlich die Universität an dem allgemeinen Wortgeräusch? Immerhin nimmt, besser nahm sie einmal eine Sonderstellung ein, innerhalb der institutionalisierten Gelegenheiten für gedanklichen Austausch. Während Elternhaus, Kindergarten, Schule, Arbeitsplatz, Freundeskreis, Vereinsleben und auch die Netzwelt noch andere Ziele verfolgen, geht bzw. ging es an den Universitäten explizit und hauptsächlich um die Pflege des (streitigen) Denkens. Weil Salzmanns *Symbolum* in abgewandelter Form auch für mich gilt, „Von allen Fehlern und Untugenden ihrer Student_innen, muss die Professorin den Grund bei sich suchen“³¹, ist die Frage nach dem universitären Anteil am Verfall des Denkens und Sprechens durchaus selbstkritisch. Der lange Zeit anhaltende Widerstand, Vorlesungsprüfungen in Allgemeiner Pädagogik computergestützt mittels multiple choice abzuhalten, ist angesichts der Studierendenzahlen auch bei mir schon ein Stück weit aufgeweicht, wenn auch nicht gebrochen. Dabei sind Gedächtnistraining und in dichter Zeitfolge viele Fragen zu durchkreuzen auch eine Weise, Urteile gar nicht erst zustande kommen zu lassen. Bei der Lektüre von Steinfelds treffender Beschreibung des geistigen Lebens der Frühromantik und der Rolle der Vorlesungen gerät man fast wieder einmal ins Schwärmen:

„Vorlesung ist nämlich ein Zwitter, eine manuskriptgestützte Rede mit mehr oder minder hohen Anteilen von Improvisationen, eine höchst privilegierte akademische Veranstaltung und weit mehr als ein Ersatz für die eigene Lektüre [...] Sie ordnet und gradiert das Wissen, viel mehr, als dies in einem Seminar geschehen kann, sie führt ein, strukturiert, lässt einen sozialen Zusammenhang entstehen, der nicht über die Gruppe, sondern über den Gegenstand definiert ist“³²

Ergänzend fügt er hinzu, „dass Hegel ein schlechter Vorleser war“, ändere eben „nichts am Prinzip der Vorlesung, das dem Prinzip der reinen Lehre zumindest relativierend gegenübersteht“ (ebd.). Und – nach Workload und Prüfungsrelevanz fragte damals noch niemand. Als Studentin genoss ich selbst dieses Lehrformat, um den Professor_innen „beim Denken über die Schulter zu sehen“, wie mein akademischer Lehrer Wolfgang Sünkel zu sagen pflegte, manchmal ergänzte er auch noch: „Denken lernt

³¹ CHRISTIAN GOTTHILF SALZMANN, *Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher* [1806], hrsg. v. REINHARD STACH, Heinsberg 1996

³² THOMAS STEINFELD, *Der Sprachverführer. Die deutsche Sprache: was sie ist, was sie kann* 148, München 2010

man im denkenden Nachvollzug der Gedanken anderer.“ Vor diesem Hintergrund gelingt es mir mal mehr, mal weniger gut, den Studierenden die Tore zu den Gedankenwelten anderer zu öffnen oder sie an meinen Gedanken teilhaben zu lassen. Einen Nerv trifft Thomas Steinfeld allerdings auch bei mir, mit seiner sprachwissenschaftlichen Analyse der Powerpoint-Präsentationen:

„‘So ist es‘, sagt jede Folie, wenn sie auf die Leinwand projiziert ist, herausgelöst aus Raum und Zeit, mit Nachdruck und Bedeutung aufgeladen, und Substantive, die auf der Folie zu lesen sind, repräsentieren sich gleichsam erst einmal selbst, bevor sie Sinn und Bedeutung annehmen. Und dabei weiß jeder Betrachter, dass das Wort, das da auf der weißen Fläche erscheint, der einzig mögliche Ort seiner Aufbewahrung ist. Eine solche Präsentation ist die einzige Zufluchtsstätte ihrer selbst. Jedes an die Wand geworfene Wort ist eine Fiktion, und je mehr es davon gibt, desto vollständiger wird das entstehende universale Asyl der ‚Visionen‘: eine Welt aus Hauptwörtern“ (141)

So hatte ich mir das selbst in der Tat noch nie klar gemacht. Was sich im universitären Tagesgeschäft als scheinbar bequemes Mittel anbietet, steht auffallend prinzipiell einer erweiterten Denkungsart entgegen. Und – Foucault lässt grüßen – wir sind es selbst, die wir unser und das Denken unserer Studierenden verkürzen. Vermutlich ist es höchste Zeit für Visionen anderer Art.

Literatur:

- Bernhard, Armin (2015): Über die Notwendigkeit permanenter Ideologiekritik im erziehungswissenschaftlich-pädagogischen Anwendungsbereich. In: Bernhard, Armin/ Bierbaum, Harald/ Borst, Eva: Kritische Pädagogik. Eingriffe und Perspektiven. Heft 2. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S.81-107.
- Borst, Eva (2015): Zauberworte der Pädagogik: das Beispiel Resilienz. Ein Essay über die Stilllegung pädagogischer Kritik. In: Bernhard, Armin/ Bierbaum, Harald/ Borst, Eva: Kritische Pädagogik. Eingriffe und Perspektiven. Heft 2. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 59-80.
- Foucault, Michel (2003): Die Sicherheit und der Staat, hrsg. v. Daniel Defert, Francois E-Wald, Michel Foucault Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Bd III, 1976-1979, Frankfurt: Suhrkamp.
- Hopfner, Johanna (1999): Das Subjekt im neu-zeitlichen Erziehungsdenken. Ansätze zur Überwindung grundlegender Dichotomien bei Herbart und Schleiermacher. Reihe: Beiträge zur pädagogischen Grundlagenforschung. Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Kant, Immanuel (1968): Werkausgabe in zwölf Bänden, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. III, Frankfurt: Suhrkamp.
- Keller, Helen (1907): Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis von Helen Keller, hrsg. von Rudolf Lautenbach. Stuttgart: Robert Lutz Verlag.
- Keller, Helen (1921): Die Geschichte meines Lebens. Stuttgart: Robert Lutz Verlag.
- Kracauer, Siegfried (2013): Totalitäre Propaganda, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Bernd Stiegler. Berlin: Suhrkamp.
- Lobo, Sasha (2015): Daten, die das Leben kosten. In: Schirmmacher, Frank (Hrsg.): Technologischer Totalitarismus. Eine Debatte. Frankfurt: Suhrkamp.
- Meyer-Drawe, Käte (1990): Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich. München: Kirchheim.
- Oberlin, Gerhard (2016): Kindheit im elektronischen Zeitalter. Eine Verteidigungsschrift. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Picard, Max (1953): Wort und Wortgeräusch. Hamburg: Furche-Verlag.
- Sacks, Oliver (2015): Das innere Auge. Neue Fallgeschichten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Sacks, Oliver (2015): Stumme Stimmen. Reise in die Welt der Gehörlosen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Salzmann, Christian Gotthilf (1996): Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher [1806], hrsg. v. Reinhard Stach. Heinsberg: Dieck.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst (1835-1864): Sämtliche Werke. In drei Abteilungen, 32 Bände SW III. 4/2. 64, Berlin. Ausführlicher erläutert in: Johanna Hopfner, Das Subjekt im neuzeitlichen Erziehungsdenken. Ansätze zur Überwindung grundlegender Dichotomien bei Herbart und Schleiermacher 25-74, Weinheim München 1999.
- Steinfeld, Thomas (2010): Der Sprachverführer. Die deutsche Sprache: was sie ist, was sie kann. München: Hanser.
- Vygotskij, Lev Semenovic (2002): Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen, hrsg. und übersetzt von Joachim Lompscher und Georg Rückriem. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- Zimmer, Dieter E. (2005): Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Impressum

© 2021 Johanna Hopfner

Erstveröffentlichung in:

Heiser, Jan Christoph/Prieler, Tanja (Hg.): Die erweiterte Denkungsart. Pädagogische, gesellschaftspolitische und interkulturelle Konsequenzen der Gemeinsinnsmaxime. Würzburg. Königshausen und Neumann. 2017. 189-206.

Bildhinweis:

Das Titelbild zeigt die Tischlerei-Werkstatt im Bauhaus Weimar – Filmset (Nachbau).

Zu finden unter: <https://bauhaus.daserste.de/frauen-am-bauhaus>

Die Verwendung dieses Beitrags erfolgt mit freundlicher Genehmigung von
Johanna Hopfner.